

Der Logos wurde Fleisch und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen (Joh 1,14)

Keuschheit im Johannesevangelium

„Der Zölibat ist ein Sprung in die Liebe,
keineswegs ihre Abweisung.
Ein Hinuntertauchen zum Lebensquell.“¹

Ägid van Broeckhoven SJ

Von Sr. Dr. Igna Kramp CJ

I. Die Perspektive

Die Frage nach der Keuschheit des johanneischen Jesus stelle ich wiederum² aus der spezifischen Sicht meines Ordens, der *Congregatio Jesu*. Ignatius von Loyola, dessen Konstitutionen wir befolgen, fasst sich zu diesem Gelübde sehr kurz: „Weil das, was das Gelübde der Keuschheit betrifft, keine Ausdeutung fordert, da feststeht, wie vollkommen sie zu beobachten ist, indem man sich bemüht, in ihr durch die Reinheit des Leibes und Geistes die Lauterkeit der Engel nachzuahmen, soll, dies vorausgesetzt, vom heiligen Gehorsam die Rede sein.“³ Ignatius äußert sich sozusagen zur Keuschheit, während er schon dazu ansetzt, auf das Gelübde des Gehorsams einzugehen. Das ist sicher nicht zufällig so. Der Gehorsam – und zwar der Gehorsam zur Sendung – ist in den Ignatianischen Gemeinschaften das wichtigste Gelübde, von dem her die beiden anderen der Armut und der Keuschheit zu denken sind. Sie sollen zur apostolischen Sendung helfen, durch die Freiheit, die sie bewirken und die Lauterkeit, die in ihnen aufscheint, weil der im Namen Jesu Gesandte weder finanzielle noch emotionale oder gar sexuelle Eigeninteressen verfolgt.

So kurz sich Ignatius aber fasst, so aufschlussreich sind doch seine knappen Bemerkungen. Die möglichst vollkommene Beobachtung der Keuschheit ist heute vielleicht mehr denn je von höchster Aktualität: vor dem Hintergrund von Missbrauchsfällen, öffentlichem Unverständnis gegenüber dem Zölibat und einer in puncto Sexualität zunehmend schwellenlosen Gesellschaft wird ein positives Zeugnis der Keuschheit umso wichtiger. Und dazu müssen wir sein, was wir scheinen und scheinen, was wir sind. Es bedarf der absoluten Lauterkeit. Wenn Ignatius uns dazu ermahnt, die Lauterkeit der Engel nachzuahmen, so kaum aus Realitätsferne. Aus ganz praktischen Ratschlägen, die Ignatius an anderen Stellen in den Konstitutionen gibt, dürfen wir erahnen, dass er sehr gut um die Versuchbarkeit des Menschen gerade im sensiblen Bereich von Liebe und Sexualität wusste.⁴ Seine scholastischen Studien werden ihn zudem gelehrt haben, dass Menschen (im ontologischen Sinne) keine Engel sind und auch nicht sein können. Das Wort von der Keuschheit der Engel als Vorbild für die Jesuiten muss also anders zu verstehen sein. Sicher hat es einen biblischen Hintergrund: Jesus antwortet im Matthäusevangelium auf die Frage der Sadduzäer nach der Zugehörigkeit einer mehrfach verheirateten Frau im Himmel, dass bei der Auferstehung die Menschen nicht mehr heiraten, sondern wie die Engel im Himmel sind (Mt 22,23-33). Die Keuschheit im Ordensstand aber wird traditionell als Vorwegnahme dieses eschatologischen Zustands verstanden. Die Worte des Ignatius könnten aber auch noch ganz anders zu verstehen sein, nämlich dass es sich bei der

Keuschheit der Engel im Wortsinn um die Keuschheit von Gesandten handelt (gr. *ángelos* = Gesandter). Dies träfe jedenfalls punktgenau die Hinordnung des Gelübdes der Keuschheit auf den Sendungsgehorsam. Während die Aufforderung zur vollkommenen Beobachtung der Keuschheit eher die – auch notwendige – aszetische Seite betont, kann das Wort von der Keuschheit der Engel zudem aufzeigen, dass Keuschheit auch eine behütende und bewahrende Funktion jenen gegenüber hat, zu denen wir gesandt sind. Wer immer uns anvertraut ist, soll sich im Raum, den unser Gelübde der Keuschheit aufspannt, sicher vor Übergriffen fühlen können. Die Empörung über Fälle, wo dieser Raum verletzt worden ist, ist mehr als berechtigt. Sie zeigt aber auch die große Sehnsucht nach solchen geschützten Räumen, die in unserer hinsichtlich Sexualität überreizten Gesellschaft immer weniger werden. Deshalb sollte unsere Antwort sein, diesen Raum verlässlich zu geben, nicht, eine seit Jahrhunderten bewährte Lebensform in Frage zu stellen. Um sich diesem Ideal zu nähern, ist sicher gut, auf Jesus zu schauen. Wie lebte Jesus im Johannesevangelium sein ehelos keusches Leben? Woraus lebte er selbst? Welchen Umgang pflegte er mit seinen Jüngern und anderen Menschen? Dies soll im Folgenden betrachtet werden.

II. Keuschheit im Johannesevangelium

Dem Vierten Evangelium wird gern unterstellt, ein allzu erhabenes Bild von Jesus zu zeichnen. Den Synoptikern traut man häufig mehr palästinischen Erdgeruch zu. Doch das ist ein flüchtiger Eindruck. Tatsächlich ist bei Johannes Jesus einer, der vom Himmel gekommen ist und zum Vater im Himmel zurückgeht, der die Grenzen von Leben und Tod frei zu durchschreiten scheint und auf Erden buchstäblich nur „zeltet“ (*eskēnos*: Joh 1,14). Doch andererseits betont kaum ein Evangelium so sehr wie das nach Johannes die Fleischwerdung, die nur umso drastischer wirkt, da sie auf die hymnische Darstellung der Präexistenz des Logos folgt (ebd.). Wie drastisch Jesu Fleischwerdung zu verstehen ist, wird in der Brotrede deutlich, da er uns seinen Leib bzw. sein Blut zur Speise gibt (Joh 6,53-56). Diese Realität des Menschseins Jesu ist die Grundlage für die *Imitatio Christi*, denn in seinem Gottsein könnten wir ihn nicht nachahmen. Jesus hat im Johannesevangelium zwar sehr erhabene, praktisch göttliche Züge (z. B. Joh 10,30), aber andererseits auch sehr menschliche: Johannes erzählt von vier ganz konkreten Personen, dass Jesus sie liebte – Maria, Martha, Lazarus (Joh 11,5) und den geliebten Jünger, der sogar an seiner Brust lag (Joh 13,23). Ja, selbst die Beziehung zu den Jüngern überhaupt wird mit Liebe beschrieben, ja sogar mit einem gegenseitigen Innewohnen (reziproke Immanenz), das der Sprache der Liebespoesie entlehnt ist (vgl. u.a. Joh 15). Der johanneische Jesus ist also einerseits ganz Gesandter und so sehr auf der Durchreise, dass er sich nicht einmal ein festes Haus zulegt, sondern im menschlichen Fleisch „zeltet“. Andererseits liebt dieser Jesus und wird geliebt, berührt er und lässt sich berühren, bisweilen sogar über die damals üblichen Grenzen der Schicklichkeit (aber damit keineswegs der Keuschheit) hinaus (Joh 4,27; 12,3). In dieser Spannung zwischen gehorsamer Sendung und deshalb Freibleiben und Sich-Berühren-Lassen stehen auch wir als seine Gefährten und Gesandten im apostolischen Dienst.

Herzensanliegen als Fundament der Keuschheit

Wer Wurzeln hat, kann Flügel riskieren. Die Wurzeln des johanneischen Jesus liegen bei Gott (Joh 1,1). Von ihm, seinem Vater, ist er gekommen und zu ihm ist er zurückgekehrt (vgl. Joh 13,3). Dieses In-die-Welt-Kommen und Aus-der-Welt-Zurückkehren zum Vater unterbricht aber keineswegs die

Nähe zwischen den beiden. Am Ende des Johannesprologes wird Jesus als „der Seiende im Schoß des Vaters“ (*ho ôn eis ton kólpon tou patrós*: Joh 1,18) bezeichnet. Das griechische Wort *kólpos* bedeutet auch „Brust“, d.h. im weitesten Sinne könnte man sagen, dass Jesus hier am Herzen des Vaters ruht, wie es auch die Einheitsübersetzung fasst. „Jener“, so heißt es weiter, „legte aus“. Das Sein an der Brust des Vaters, das „Herzensanliegen“ des Sohnes wird mit Partizip ausgedrückt, offenbar, weil es einen statischen Zustand beschreibt. Der Sohn ruht beständig am Herzen des Vaters. Das „Auslegen“ des Sohnes hingegen ist während seiner irdischen Existenz geschehen: er hat mit seinem ganzen Leben Gott sichtbar gemacht, so dass er zu Philippus sagen kann: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Wir dürfen annehmen, dass dieses Sichtbarmachen Gottes nur möglich ist, weil Jesus so nahe bei Gott ist. Für ihn gilt eben nicht die Prämisse „Niemand hat Gott je gesehen“ (Joh 1,18). Er ruht an seinem Herzen und ist eins mit ihm (Joh 10,30). Deshalb kann er „auslegen“, mit den Worten der Einheitsübersetzung, „Kunde bringen“. Dazu kann er in seiner irdischen Existenz durch die Welt wandern und unter den Menschen „zelten“, ohne sich je vom Herzen des Vaters zu entfernen.

Jesu Nähe zum Vater könnten wir von uns aus niemals nachahmen. Doch Jesus holt uns in seine Nähe und damit in die Nähe des göttlichen Vaters. Als Jesu Stunde gekommen ist, „dass er hinübergehe aus dieser Welt zum Vater“ (Joh 13,1), liegt ein Jünger beim Abschiedsmahl an der Brust (*kólpos*) Jesu (Joh 13,23), so wie Jesus an der Brust des Vaters ruht (Joh 1,18). Dieser von Jesus geliebte Jünger, den die kirchliche Tradition mit Johannes identifiziert hat, trägt im Evangelium keinen Namen. Deshalb ist eine mögliche Interpretation dieser Figur, dass sie ein Rollenangebot für den Leser darstellt. Der Jünger (nicht nur Johannes, sondern jeder Jünger) ist Jesus ein Herzensanliegen. Der Jünger darf an seinem Herzen – und damit indirekt auch am Herzen des Vaters – ruhen. Und wie er selbst „auslegen“ kann vom Schoß des Vaters her, so muss auch, wer heute das Wort Gottes verkündet und auslegt, ganz nahe am Herzen Jesu sein. Die Darstellung der Johannesminne, die besonders in oberrheinischen Dominikanerinnenklöstern verbreitet war, greift genau das auf. Die wichtigste Grundlage für die apostolische Sendung und auch für die Gelübde, die dazu helfen sollen, ist diese Nähe zu Jesus, in die er uns ruft. Solange wir Jesu Herzschlag lauschen, wird unserem keuschen Leben eine zarte Erotik und Lebendigkeit innewohnen. Es wird in unserem Leben spürbar sein, was der Autor des ersten Johannesbriefes bezeugt: „Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens“ (1 Joh 1,1).

Die Keuschheit Jesu

Entsprechend seiner starken Bindung an, ja, Einheit mit dem Vater scheint Jesu Leben in eheloser Keuschheit eine tiefe Sicherheit innezuwohnen – nicht nur aufgrund seiner göttlichen Natur sondern gerade auch in seinem Menschsein, in seinen Gefühlen, seinen Begegnungen und Beziehungen. Zum Beispiel beginnt er entgegen orientalischer Sitte ganz allein mit einer Frau aus Samarien ein Gespräch, und dies an einem Brunnen, wo sich im Alten Testament Liebespaare trafen und Ehen geschlossen wurden (Joh 4,4-26). Dies zudem, obwohl er um die erbärmlichen Partnerschaften dieser Frau und somit um ihre mutmaßliche Bedürftigkeit weiß. Die Szene hat nicht wenige erotische Untertöne, mit denen Jesus aber sehr souverän umgeht. Sein Gespräch mit dieser Frau befremdet die Jünger, auch wenn sie sich nicht trauen, ihn darauf anzusprechen. Noch mehr gegen alle Etikette ist die Salbung in Bethanien, wo Maria (die er wie Martha und Lazarus liebte) Jesus die Füße mit Nardenöl für 300 Denare salbt und mit ihren Haaren trocknet (Joh 12,3-8). Eine solche Salbung eines

Mannes durch eine Frau während des Mahles war nach jüdischem Empfinden unschicklich.⁵ Es braucht darüber hinaus kaum eigens gesagt zu werden, dass es sich um eine Geste größter Intimität handelt, bei der sich Duft, Berührung und Gefühle gegenüber einer geliebten Person auf faszinierende Weise vermischt haben dürften. Dies ist umso mehr der Fall, da die Geste so unüblich war: je restriktiver eine traditionelle Gesellschaft hinsichtlich solcher Gesten ist, desto stärkere Empfindungen dürften diese auslösen! Jesus aber nimmt die liebevolle Geste mit weitem Herzen an bzw. verteidigt Maria sogar noch gegen Judas Iskariot, der sich zwar nicht gegen die Intimität der Szene verwehrt, wohl aber gegen die „Verschwendung“ von 300 Denaren. Allerdings blickt Jesus sogar in diesem kurzen Moment der Intimität ganz auf seine Sendung, indem er die Salbung als (vorweggenommene) Totensalbung deutet. Das gleiche gilt für die vorher erwähnte Szene am Brunnen: der vertrauliche Umgang Jesu mit dieser Frau hat den Zweck, sie und das von Israel getrennte Samarien zu Gott heimzubringen. Jesus berührt und lässt sich berühren, auf zutiefst menschliche Weise und sogar gegen die zu seiner Zeit üblichen gesellschaftlichen Konventionen. Frauen und Männer dürfen ihm auch als Mensch nahe sein und ihn berühren, manchmal auf sehr intime Weise, wie bei der Salbung der Füße, beim Liegen an der Brust oder im Berühren der Wunden nach der Auferstehung (Joh 20,27). Aber Jesus vergisst dabei nie seine Sendung und nie, an wessen Herzen sein Platz ist. Er gestaltet seine menschlichen Beziehungen aus seiner einzigartigen Nähe zu Gott heraus, und sie laufen letztlich darauf hinaus, den anderen zum Heil zu helfen und sie auch in diese Nähe Gottes zu holen.

Eine wichtige Beobachtung scheint mir zu sein, dass Jesus zwar bisweilen sehr intime Berührungen zulässt, aber nicht sucht oder forciert. Der geliebte Jünger darf an der Brust Jesu liegen, Maria darf ihm die Füße salben und mit ihrem Haar trocknen, Thomas darf – auf eigenen Wunsch! – seinen Finger in die Wunden an Händen und Seite Jesu legen. Jesus lässt die Berührung zu, weil sie gut ist für die oder den, der sie wünscht. Er gewährt liebevoll seine Nähe, sucht oder fordert aber nicht die Nähe der anderen. Darin zeigt sich meines Erachtens ein sehr wichtiger Aspekt der Keuschheit: nämlich in liebevoller Annahme Raum zu geben für die – durchaus verletzliche – Annäherung des anderen, ohne sie jemals zu missbrauchen. Wenn dies möglich ist, kann es ein heilsamer Raum für Menschen mit verletzten Gefühlen sein. Bei Jesus ist dies ganz sicher der Fall. An Jesu Liebe wird unsere verletzte Liebe heil. Er reinigt und heiligt unsere Liebe durch seine. Wir können diese Erfahrung anderen weitergeben in dem Maße, wie wir Ihm ähnlich werden.

Jesus lässt aber nicht nur Nähe zu, sondern weist sie auch zurück, wenn sie seiner Sendung im Wege steht oder zweifelhafte Motive dahinter stehen. Er entzieht sich Menschen, die ihn von seiner eigentlichen Sendung abbringen wollen, so etwa jenen, die ihn nach der Brotvermehrung zum König machen wollten (Joh 6,15). Dies kann auch gegenüber ihm nahestehenden Menschen geschehen. Als er nach seiner Auferstehung als erster Person Maria Magdalena begegnet, sagt er zu ihr: „Berühre mich nicht weiter!“ (Joh 20,17) Dass sie ihn berühren möchte, den Totgegläubten, ist höchst verständlich – sie kann ihren Augen buchstäblich nicht trauen. Er scheint diese Berührung auch zugelassen zu haben – aber eben nur für einen Moment. Die Begründung für diese Kürze gibt Jesus im folgenden Wort: „Denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgestiegen; geh aber zu meinen Brüdern und sprich zu ihnen: Ich steige hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott“ (Joh 20,17). Jesu Weg geht jetzt zum Vater und Maria Magdalenas Weg zu den Jüngern. Es ist nicht die Zeit, beieinander zu verweilen. Die Berührung ist solange keusch, wie sie der Sendung entspricht, für sie hilfreich und nicht hinderlich ist. Nähe und Distanz stehen bei Jesus ganz im Dienst der Seelenführung und -rettung. Er verkörpert, was Paulus im Hohen Lied der Liebe formuliert: „Die Liebe sucht nicht das Ihre“ (1 Kor 13,5). Wenn dieser Grundsatz nicht gewahrt wird,

handelt es sich sicher nicht um keusche Liebe, vermutlich sogar überhaupt nicht um Liebe. Wie sehr Jesus solche Liebe verkörpert, beschreibt Peter Faber, einer der ersten Gefährten des Ignatius: „O Herr, was soll das heißen: Du willst für deine Jünger Bräutigam sein, damit sie sich wie Brautgenossen an der Gegenwart des Bräutigams freuen; für Dich selbst aber genießt Du nicht die Freuden eines Bräutigams, sondern Du lässt Dich als Knecht aller, als der Geringste, Letzte, Niedrigste von allen behandeln; Du mühest Dich, verzehrst Dich, lässt Dich schmähen und verachten – bis hin zu Deinem Leiden, zu Deiner Verurteilung zum Kreuzestod.“⁶

Die Keuschheit der Engel

Christi Keuschheit ist ganz und gar auf seine Sendung zum Heil der Menschen hin geordnet, eben darin aber auch ohne Berührungängste. Wie kann sein Verhalten nun uns, seinen Jüngern zum Vorbild werden? Die Grundlinie von der Keuschheit der Engel, d.h. der Gesandten zum Heil der Menschen, gilt ganz sicher auch für uns. Der Blick auf die Sendung und den, der uns gesandt hat, ist für die Keuschheit unabdingbar. Und doch braucht es bei der *Imitatio Christi* in Sachen Keuschheit vermutlich eine besonders feine geistliche Unterscheidungsgabe. Die Berührbarkeit Jesu Christi ist ein Ideal, aber nur dann, wenn ich solche Berührbarkeit auch wirklich auf keusche Weise leben kann. Der Raum, den ich anderen durch keusche Zuwendung eröffnen kann, wirkt heilsam; wird er aber verletzt, wirkt dies höchst fatal. Deshalb sollte ich diesen Raum nur öffnen, wenn ich ihn – soweit dies im Vorhinein einzuschätzen ist – auch sicher wahren kann.

In der Tradition der Kirche hat das Gespür für unsere Versuchbarkeit in puncto Keuschheit häufig dahin geführt, jedwede Gelegenheit für solche Versuchungen zu meiden (z. B. durch Klausurvorschriften, Vermeidung von Intimität etc.). Dies mag in eine anachoretische, klösterliche Lebensweise passen und auch hilfreich sein, kann aber die apostolische Sendung sehr behindern, weshalb auch Mary Ward, unsere Gründerin, konsequent eine Annahme der Klausur abgelehnt hat. Den Heiligen Robert Southwell, Jesuit und Märtyrer in der Englischen Mission, beschäftigte demgemäß die Frage, wie mit Versuchungen umzugehen sei, denen man in der apostolischen Arbeit nicht aus dem Weg gehen kann: „Wenn die Väter in alten Zeiten in einen Fehler oder Irrtum gefallen waren, pflegten sie die Gelegenheit für denselben wegzunehmen. Wenn also zum Beispiel jemand in seiner Rede gefehlt hatte, würde er in seinen vier Wänden geblieben sein und sich nicht mehr unter Leute begeben. Dies war zweifellos ein Zeichen großer Tugend. Aber eine noch höhere Stufe wird uns vorgelegt. Sie retteten sich durch Flucht, wenn sie den Feind kommen sahen, und indem sie in ihren Festungen Zuflucht nahmen, entzogen sie sich selbst seiner Macht. Aber wir müssen unseren Feind vor unseren Augen haben, und immer mit ihm in Berührung sein, immer mit ihm kämpfen, und uns doch niemals von ihm schlagen oder einnehmen lassen. Die Fehler, die wir in unserer Rede begehen, müssen wir korrigieren, aber nicht, indem wir überhaupt schweigen, sondern indem wir mit größerer Vorsicht reden; und Anflüge von Unduldsamkeit nicht, indem wir die Gelegenheiten meiden, sondern durch starken Widerstand gegen sie, usw.“⁷ Versuchungen in Puncto Keuschheit grundsätzlich aus dem Weg zu gehen, scheint in der apostolischen Arbeit in unserer heutigen Gesellschaft tatsächlich kaum denkbar. Es bleibt also sinnvollerweise nur der andere Weg, nämlich unsere Herzen so in Christus zu befestigen, dass derartige Versuchungen zu bewältigen oder im besten Falle erst gar nicht attraktiv sind.

Hinter dieser eher praktisch wirkenden Frage nach dem Umgang mit Versuchungen scheint mir aber auch eine systematische Frage zu stehen, nämlich: Wer nimmt in meinem Herzen den ersten Platz ein? Wenn Christus mein Herz unangefochten besetzt hält, dann kann nicht nur theoretisch sondern auch praktisch jeder noch so attraktive Mann meinen Weg kreuzen, ohne dass dies meine Berufung gefährdet. Wenn die Liebe zu Jesus die Liebe meines Lebens ist, kann ich mich wohl in einen Mann verlieben, gegen Jesus hat er aber trotzdem keine Chance, und wenn er so fromm wie klug ist, weiß er das auch. Meines Erachtens liegt das Zeugnis eines keuschen Lebens gerade darin, dass die Liebe zu Jesus von sich aus jede andere Partnerschaft ausschließt. Wenn ich Christus nur aus Mangel an Gelegenheit die Treue hielte, was wäre diese Treue wert? Wenn nur die Klausur meine Keuschheit bewahrte, welchen Zeugnischarakter hätte sie dann? Gerade in der heutigen Gesellschaft treffe ich häufig auf ein sensibles Interesse an der Frage nach der Freiwilligkeit meiner Lebensform. Die übliche Frage ist dann: „Ja, dürfen Sie dann nicht heiraten?“ Ich pflege in der Regel zu antworten: „Was heißt hier *dürfen* – ich *will* gar nicht heiraten!“ Ich will nicht, oder ich könnte es auch gar nicht mehr, denn: der Platz in meinem Herzen ist besetzt! Die Leute sind dann oft erst einmal erstaunt, und häufig entwickelt sich ein Gespräch, welchen Platz Gott im Leben eines Christen überhaupt und einer Ordensfrau im Besonderen einnimmt. Wenn sie vorher gedacht haben, dass ich eingesperrt sei, so mag das zwar ihrerseits eine Fehleinschätzung gewesen sein; dieses Vorurteil ist aber nicht ganz unabhängig von tatsächlichen äußeren Schutzmaßnahmen zur Bewahrung der Gelübde zu sehen, die sich bisweilen weit über die tatsächlich angebrachte Klugheit hinaus verselbständigt haben. Für heutige Zeitgenossen ist kaum fassbar, dass jemand wirklich keusch leben kann. Gerade deshalb geht von uns Ordensleuten eine gewisse Faszination aus, aber eben nur dann, wenn unser Leben authentisch und eindeutig frei gewählt ist. Äußerer Zwang würde ein solches Zeugnis eher schädigen, weil er zu Recht den Eindruck erweckte, die Liebe zu Christus allein genüge zur Treue in einem solchen Leben nicht. Das Johannesevangelium bekräftigt ebenfalls einen zutiefst innerlichen Weg: wer ganz in Gott befestigt ist, kann lieben und geliebt werden, berühren und berührt werden und doch ein keusches Herz bewahren.

Ein weiteres Argument für die feste Verankerung unseres Herzens in Christus scheint mir, dass äußere Schutzmaßnahmen letztlich disziplinarisch bzw. asketisch bleiben. Damit soll nicht gesagt sein, dass Keuschheit nicht auch Ascese bräuchte – das ist sogar in hohem Maße der Fall. Wäre Keuschheit aber *nur* ein Akt der Ascese, würde zu kurz kommen, dass sie aus Liebe gelebt wird und mit Liebe erfüllt sein soll. Es gibt auch die andere Seite der Keuschheit, die mit liebevoller Ehrfurcht und Behutsamkeit zu tun hat. Der Engel im Sinne des Gesandten ist auch „Schutzengel“ der eigenen Integrität und der des anderen, dem er begegnet. Es ist dies dem Ideal nach in jeder Beziehung so, ganz besonders aber in der geistlichen Freundschaft, in dem jeder die Keuschheit und die Freiheit zur Sendung des je anderen mit behütet. Die Ordensgeschichte ist – glücklicherweise! – voll von solchen geistlichen Freundschaften, ob nun Franziskus und Chiara, Jordan von Sachsen und Diana von Andalo⁸, Johannes vom Kreuz und Theresa von Avila oder Franz von Sales und Johanna Franziska von Chantal. Man kann sie sich steril und sorgfältig zusammengefasst in einem Gebetbuch liegend vorstellen, oder vielleicht eben doch realistisch mit der ganzen erotischen Anziehung zwischen Mann und Frau, aber dennoch ganz keusch, weil bei dieser Art Freundschaft der Platz in beider Herzen nun einmal von Jesus besetzt ist. In einer solchen Freundschaft wäre ein Verstoß gegen die Keuschheit gerade aus Liebe undenkbar – aus Liebe zu Gott, aber auch zur befreundeten Person. Darin zeichnet sich die schöne Erfahrung ab, dass Liebe eben tatsächlich nicht das Ihre sucht, und so führt in diesem Fall gerade die Liebe, vielleicht bisweilen sogar die Verliebtheit, nicht die Disziplin, zur Einübung in die Keuschheit. Denn wem das Herzensanliegen eines geliebten Menschen bei Jesus heilig ist, der

wird dessen Keuschheit niemals verletzen wollen. Es gilt, was bereits Johannes von Kreuz darüber schrieb: „Wenn die Freundschaft wahrhaft geistlich ist, kann sie wachsen – und mit ihr wächst auch die Liebe zu Gott; je mehr man an diese Freundschaft denkt, desto mehr erinnert man sich an die Liebe Gottes und wendet sich Ihm zu; im selben Maß also, in dem die eine Liebe wächst, wird auch die andere wachsen.“⁹ Dies entspricht auch der Liebesgemeinschaft zwischen Gott, Jesus und den Jüngern im Vierten Evangelium (Joh 13,34f; 14,21.23; 15,9.12.17) und im ersten Johannesbrief (1 Joh 4,16.19-21).

Der Erstabdruck dieses Beitrags erfolgte in der „Ordenskorrespondenz“ Nr. 1-2012

¹ Ägid van Broeckhoven: Freundschaft in Gott. Einsiedeln 1972, S. 75.

² Vgl. Artikel zum Gehorsam, OK Heft 4/2011 – Hier auch die Grundlegung für die Artikeltrilogie zu Gehorsam, Keuschheit und Armut.

³ Konstitutionen CJ, 547, vgl. Konstitutionen SJ ebd.

⁴ z. B. Konstitutionen SJ, 301 „Man soll nicht ohne Hemd schlafen, es sei denn aus einer Notwendigkeit, die dem Oberen zu bestehen schiene.“ Ebenso 297: „In der Kleidung ist deren Ziel Rechnung zu tragen, nämlich sich vor Kälte und Unschicklichkeit zu schützen.“

⁵ Rudolf Schnackenburg: Das Johannesevangelium, 2. Teil, Freiburg e.a., 1971, S. 460.

⁶ Peter Faber: Memoriale. Das Geistliche Tagebuch des ersten Jesuiten in Deutschland. Einsiedeln 1963, S. 127.

⁷ Christopher Devlin: The Life of Robert Southell. London 1967, S. 78.

⁸ Jordan von Sachsen (um 1200-1237) war seit 1222 General des Dominikanerordens (als erster Nachfolger des Heiligen Dominikus). Diana von Andalo war Dominikanerin in Bologna bzw. Valle di San Pietro. Beide verband eine herzliche Freundschaft.

⁹ Johannes von Kreuz: Oeuvres spirituelles, ed. P. Grégoire de Saint-Joseph, Paris 1947, 498; hier zitiert nach: Ägid van Broeckhoven, s. Fn. 1, S.35.